

Leseprobe

Katherine Allfrey

Lesebuch

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort
von
Walter Gödden

unter Mitarbeit von
Patricia Khreiche



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 24

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Zusammenarbeit mit dem Westfälischen
Literaturmuseum Haus Nottbeck und dem
Förderverein Kulturgut Haus Nottbeck
von Walter Gödden

Band 24

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über [<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und
alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile
desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in
anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne
vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln, im Aisthesis Verlag
© 2010 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 978-3-89528-811-1
Satz: Walter Gödden
Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: docupoint, Barleben
Printed in Germany

Inhalt*

Delphinensommer (1963)	7
Penny Brown (1964)	29
Dimitri (1966)	41
Rauhbeins im Busch (1970)	51
Spuk im goldenen Kürbis (1970)	58
Sie kamen nach Delos (1980)	65
Der flammende Baum (1982)	77
Achim (1984)	85
Das Haus am Deich (1988)	88
Die Erscheinung in der Schlucht (1989)	102
Die Trojanerin (1990)	109
Aktis. Sohn der Trojanerin (1993)	123
Lebensstationen in Bildern	130
Nachwort	137
Text- und Bildnachweise	149

* Es handelt sich jeweils um Textauszüge aus den genannten Werken

Delphinensommer (1963)

Nicht weit von Evangelias Haus stand eine weiße Kapelle, mitten im Feld und doch ziemlich nahe am Weg. Diese Kapelle, so schmucklos und bescheiden sie war, hatte einen bedeutenden Ruf. Sie war der Mutter Gottes geweiht, und zu ihr pilgerten alle, die ein besonders dringendes Anliegen hatten. – Man nannte sie deshalb ‚Unsere liebe Frau von der schnellen Hilfe‘. Eigentlich hieß sie ‚Panagia im Gefild‘, aber Andrulas Mutter hatte noch einen dritten Namen für sie: ‚Panagia Gitonissa‘, ‚Die Allerheiligste Nachbarin‘. Sie ging jede Woche zu der kleinen Kirche, um die Lämpchen vor dem altersdunklen Holzbild der Jungfrau zu reinigen und mit frischem Öl zu füllen, und sie fegte den kleinen, fast leeren Raum regelmäßig. Wenn sie irgend konnte, zündete sie auch einen Wachsstock an, den dünnsten und billigsten zu einer halben Drachme. Aber es kam selten vor, denn selbst eine so geringe Münze wie eine halbe Drachme war viel Geld für Evangelia. Doch brachte sie jedesmal wenigstens eine schöne Blüte mit oder einen duftenden Zweig von ihren Blumentöpfen, und sie hatte auch ihre kleine Tochter gelehrt, das zu tun.

Am ersten Tag, als Andrula die Ziege zur Weide geführt hatte, war sie schnell vom Wege abgebogen und zu dem Kirchlein hingelaufen. Sie hatte ein Ästchen vom Rosmarinbusch und zwei kleine Rosen vor das Bild gelegt, sich fromm bekreuzigt und war dann leichten Herzens fortgesprungen. Am nächsten Morgen aber drängte es sie zu sehr zu der Bucht hin, in der ihr neuer Freund auf sie wartete, und auch heute ging sie an der kleinen Kapelle vorbei, obwohl die Mutter ihr, nachgerufen hatte: »Bring der Gitonissa eine Blume! Ich kann heute nicht zu ihr hin.«

Andrula hatte genickt, aber nicht hingehört, und nun lief sie eilig davon. Auch die arme Katsika wurde noch unbarmherziger angetrieben als am Tag zuvor. Andrula wusste, dass sie zu früh in der Bucht ankommen würde, und doch konnte sie es nicht ändern. Sie konnte es nicht erwarten, zu sehr lockten das Meer und die geheimnisvolle Insel.

Dafür gab sie der Ziege ihr ganzes Brot. Für sie selber blieben der Käse und die salzigen Oliven. Unschlüssig sah sie von dem weißen auf das schwarze Häufchen: ohne Brot – was fing sie damit an? Mitnehmen konnte sie nichts. Sie würde sehr hungrig werden, das war klar, denn die Traube war natürlich für den Delphin bestimmt. Schließlich sagte sie sich, sie könne den Käse essen, während er die Traube verzehrte – sie hoffte, er würde das Beerenspiel heute nicht zu lange ausdehnen wollen! –, die Oliven aber würde sie in einer Lücke zwischen zwei großen Steinen verstecken. Da konnten sie bleiben, sie hielten sich ja. Die Armut hatte das Kind gelehrt, mit jeder kleinsten Speise achtsam umzugehen. Gerade hatte sie eine geeignete Spalte gefunden, da spritzte und platschte es hinter ihr: Der Delphin war gekommen. Freudig sprang sie zurück auf den glatten Stein: »Guten Morgen«, rief sie, »guten Morgen! Hier ist deine Traube!«

»Nimm sie mit«, sagte er, »für das Spiel haben wir jetzt keine Zeit. Es ist ein weiter Weg bis zur Insel.«

Die Traube mitnehmen! Andrula sah ihn verwundert an. Wie sollte sie sich dann festhalten – nur mit einer Hand?

»Woran willst du dich denn festhalten?« fragte der Delphin belustigt. »Habe ich eine Mähne wie ein Pferd? Oder hast du einen Zügel mitgebracht?«

Nein, das hatte sie nicht, nicht einmal einen Gürtel, der als Zügel hätte dienen können. Wie sie sich auf dem glatten Fischrücken halten würde, war ihr ein Rätsel – aber der Delphin gluckste nur.

»Komm«, sagte er, »lass das Kleid zurück, das brauchst du nicht. Es wird nur nass.«

Andrula streifte ihren grauen Kittel ab, rollte ihn zusammen und versteckte ihn gut. Sie stopfte von dem Käse in den Mund, soviel sie in der Eile schlucken konnte; was übrig blieb, nur ein kleiner Rest, kam zu den Oliven.

Nun war sie bereit. Die große Traube in der Hand, stieg sie vorsichtig von dem glatten Felsen hinunter, genau wie der Delphin sie anwies. Die nächste Stufe lag schon ziemlich tief unter Wasser, und von ihr aus war es leicht, aufzusitzen. Der große Fisch hielt ganz still, und da saß sie. Rittlings dicht hinter seinem Kopf mit der drolligen Schnauze; sie presste seine Flanken mit den Knien, denn er sagte, so müsste sie sich festhalten.

Zuerst war ihr recht bänglich zumute. Es ging so schnell! Sie wünschte nichts so sehr, als etwas zu haben, woran sie sich festhalten könnte – irgend etwas: ein Band, oder auch nur eines der langen Tanggewächse, die der Sturm manchmal ans Land trieb. Aber bald merkte sie, dass ihr keine Gefahr drohte. Der Delphin schwamm mit gleichmäßiger Geschwindigkeit und dicht an der Oberfläche dahin. Mit der wachsenden Sicherheit kam die Freude an diesem Ritt über das Meer. Wie leicht, wie frei dieses Dahingleiten in Kühle und Stille war! Viel, viel schöner, als in einem Boot zu fahren. Das hatte Andrula ein einziges Mal in ihrem Leben getan, als Fotis, der Sohn des Fischers Sotiris, im vorigen Sommer mit einer Ladung kleiner Mädchen und Jungen um die Bucht gegendelt war. Die Ruder hatten geknarrt, und der alte, schwere Kahn war langsam über das glatte Wasser der Bucht gezogen, mühselig beinahe. Dennoch hatte Andrula gemeint, es könne nichts Schöneres geben als eine solche Fahrt. Jetzt erlebte sie, dass es etwas viel, viel Schöneres gab. Auf einem Delphin über das Meer reiten: das war, als sei man selber ein Boot, ein schmales, flin-

kes, mit einem hohen Segel, und ein frischer Wind trieb es dem Ziele zu. Es war wie schweben, es war wie fliegen – ja, sie war Fisch und Vogel zugleich. In ihrer Freude fing Andrula an zu singen, wie sie es damals alle zusammen in Fotis' altem Kahn getan hatten:

»Ein Schiff kam von Chios ...«

Der Delphin gluckste tief in der Kehle und gab ein leises, weiches Pfeifen von sich. Wie alle seiner Sippe liebte er heitere, leichte Weisen fast so sehr wie Fisch zum Frühstück, Mittag- und Abendbrot. Er schwamm oft weite Strecken, um Musik zu hören, und folgte mit seinen Brüdern einem Schiff manchmal meilenweit, wenn an Deck das Radio spielte. Als Andrula ihr Lied beendete, bat er: »Sing weiter, Kind! Aber etwas Sanftes, hörst du? Denn wenn ich Lebhaftes höre, dann kann ich nicht anders –, dann muss ich springen, und das würde dir übel bekommen.«

Ryos und Anti-Ryos lagen schon hinter ihnen, fielen zurück, wurden bläulich und blasser. Das Meer glänzte und glitzerte im Mittagslicht, und zum ersten Male sah Andrula ihre Insel richtig. Sie tauchte wie eben erschaffen aus diesen heiteren Wassern auf, aber sie war kleiner, als sie es sich vorgestellt hatte. Bald konnte sie feststellen, dass ihre Hänge steil und zerklüftet zum Meer abfielen. Und sonderbar: Es war beinahe – aber das war doch nicht möglich! –, es war, als käme die Insel ihnen entgegen.

Möglich oder nicht, das Kind war froh darüber. So lustig der Delphinritt zuerst gewesen war, so kühl und seidig die See – nun war die Sonne längst höher gestiegen und zielte mit ihren brennenden Strahlen auf Andrulas Kopf und ihre ungeschützten Schultern. Warum hatte sie auch kein Kopftuch umgebunden? Das Gleißeln des Wasser tat ihren Augen weh ...

»Gleich sind wir da«, tröstete der Delphin.

Aber da schoss es weiß und glänzend durch die blaue Flut heran. Ein schmales Gesicht mit großen, grünlichen Augen tauchte dicht neben ihnen auf.

»Die Gorgona!« rief Andrula erschrocken, und noch ehe das Wunderwesen etwas sagen konnte, tat sie, was in diesem Fall getan werden musste, wenn man mit dem Leben davonkommen wollte.

»Der große Alexander lebt und herrscht!« sagte sie laut und deutlich.

»Wer lebt und herrscht?« fragte das Wasserwesen sehr überrascht.

»Dein Bruder«, sagte Andrula, die sie für die sagenhafte Schwester Alexanders des Großen hielt.

»Ich habe neunundvierzig Schwestern«, sagte das Meer-
mädchen, mühelos Seite an Seite mit dem Delphin schwimmend, »aber soviel ich weiß, keinen Bruder. – Was ist es mit diesem Alexander?«

Es wirbelte in der glasklaren See, und ein halbes Dutzend der neunundvierzig Schwestern kam an die Oberfläche, Arm in Arm und eine so schön wie die andere.

»Ja, erzähle uns von diesem Alexander«, riefen sie übermütig.

»Mädchen, Mädchen«, wehrte der Delphin ab, »lasst sie doch erst an Land gehen! Seht ihr nicht, wie müde sie ist? Wie die Sonne ihr zusetzt?«

Ein siebenstimmiges Gelächter sprang auf. Es erschien diesen Geschöpfen des Meeres unendlich komisch, dass jemand im Wasser müde werden konnte oder an der Oberfläche blieb, wenn ihm die Sonne zu stark wurde.

»Ja, lacht nur«, sagte der Delphin. »Hier habt ihr gut lachen! Aber steigt doch mit ihr an Land und seht, wie lange ihr da frisch bleibt!«

Übermütiges Gekicher sprühte auf wie ein Schauer von Tropfen. Eine der sieben glitt näher heran: »Gib sie uns! Wir wollen sie auf unseren Armen ans Ufer tragen.«

»O nein«, sagte der Delphin sehr entschieden.

»Ich habe sie gefunden, ich bringe sie nach Hyria und wieder zurück, versteht ihr?«

Da lachten sie aufs Neue; es klang, als ob Gläser aneinanderklirrten. Aber sie ließen ab und glitten spielend und schwatzend neben ihnen her, bis sie die ersten braunen und ockerfarbenen Felsen erreichten. Nun hoben viele weiße Arme Andrula empor und setzten sie auf einen Stein, der im Schatten eines höheren Vorsprunges lag:

»Willkommen auf Hyria! Und nun – wie war das mit unserem großen Bruder, von dem wir gar nichts wissen?«

Im ersten Augenblick war Andrula wie geblendet, weil sie unvermittelt aus grellestem Licht in tiefen Schatten geraten war. Das Blut klopfte ihr in den Schläfen. Sie tat ein paar lange Atemzüge, und ihr wurde besser. Die Luft war süß und frisch auf dieser Insel Hyria, wie der Delphin und die seltsamen Mädchen sie genannt hatten.

Die Insel, die keine Menschen wollte? Andrula spürte davon nichts, und sie spürte auch keine unsichtbaren Augen, die unfreundlich auf ihren Rücken gerichtet waren. Im Gegenteil, ihr war überaus wohl hier. Der Stein, auf dem sie saß, trug sie ebenso willig, wie der glatte Felsen daheim in der kleinen Bucht.

»Der große Alexander«, begann sie, »ja, er war ein König und ein Held, vor langer Zeit. Noch bevor die Türken uns Griechen zu ihren Sklaven machten. Er zog mit seinen Soldaten über das Meer und eroberte viele Länder. Wohin er kam, hat er sich alles untertan gemacht: Städte, Dörfer, ganz Klein-Asien. Aber ich weiß nicht, wie alle diese fernen Orte heißen.«

»Macht nichts«, sagte eine der Nereiden, die sich im Halbkreis, dicht vor ihr, gelagert hatten, ein Kranz von hellen, aufmerksamen Gesichtern über hübschen, glatten Mädchengliedern, die so bequem im Wasser ruhten wie Menschen auf grünem Rasen.

»Er hatte eine Schwester«, berichtete Andrula weiter, »die liebte ihn mehr als alles in der Welt. Aber bei einem Sturm ist sie von seinem Schiff ins Meer gestürzt, und er hat sie verloren. So erzählen die Fischer bei uns. Ertrunken ist sie nicht, sie ist zur Meerfrau geworden, zur Gorgona. Sie hat einen Fischleib, und in einer Hand hält sie den Dreizack, in der anderen ein Segelboot – die Kalliope, die Frau des Kaffeewirtes, hat sie so gestickt, ganz bunt und in Seide, und jetzt hängt sie bei ihr an der Wand. Unter Glas; ich habe sie oft gesehen.«

»Aber der Alexander, was ist aus dem geworden?« fragten alle sieben Nereiden zugleich.

»Der ist gestorben. Ich glaube, er war noch ganz jung«, antwortete Andrula traurig.

»Aber du hast doch gesagt, er lebt und regiert!« rief der Chor gläserner Stimmen.

»Ja, das muss man. Die Gorgona schwimmt immer noch im Meer und hofft, ihren Bruder zu finden. Manchmal taucht sie auf und ruft ein Schiff an: Lebt der große Alexander? Und dann muss man sofort antworten: Der große Alexander lebt und herrscht! Denn wenn man die Wahrheit sagt: Er ist schon lange tot und begraben – dann wird sie furchtbar böse und macht riesige Wogen und zieht das Schiff auf den Grund.«

»Ach, Unsinn«, sagten die Meermädchen untereinander, »das sind wir doch – und unsere Vettern, die Winde, die das tun. Wisst ihr was, Schwestern? Diese Gorgona gibt es gar nicht.«

»Und wenn es sie gäbe«, sprang eine der Nereiden im Wasser auf, »wie dumm muss sie sein, dass sie sich immer wieder so anlügen lässt!«

Damit verloren alle das Interesse an der Gorgona und wandten sich wieder zu dem Delphin: »Gib uns das kleine Menschenkind, Guter – lass uns mit ihm spielen.«

»O nein«, widersprach Andrulas Freund, »das kleine Menschenkind geht jetzt sich die Insel ansehen.« Er war

während ihrer Erzählung langsam auf und ab geschwommen, mit munteren, aber wachsamem Augen.

Andrula fiel ein, dass sie ja immer noch die Traube in der Hand hielt.

»Nein, erst dies!« rief sie. »Fang!« Und sie warf die erste Beere. Da kamen die Wellentöchter wieder herbei: »Uns auch! Uns auch!« riefen sie.

»Ihnen auch?« fragte Andrula den Delphin. »Meinetwegen«, glückte er, »aber es ist ihnen nicht um die Beeren zu tun, sondern nur um das Spiel. Du wirst sehen – sie mögen Trauben nicht.«

So warf Andrula denn ihre Beeren nah oder weit, und es gab einen fröhlichen Kampf, wer sie am behendesten haschen konnte. Die ersten wanderten in den Mund der Meermädchen, die vor Ekel die Gesichter verzogen: »Pfui, das ist ja süß!« Es war offensichtlich, dass sie Salziges vorzogen. Danach begnügten sie sich damit, dem Delphin die Beeren abzujagen und ihn doppelt und dreifach darum springen zu lassen. Aber er war mindestens so flink und wendig wie sie; sie mussten sich schon sehr tummeln, wenn sie gewinnen wollten.

Andrula sah lachend zu, aber um die Beeren tat es ihr leid. So kühl, so süß und frisch, und sie hatte solchen Durst. Sie pflückte eine für sich selbst, und dann noch eine: »Ich bin furchtbar durstig«, entschuldigte sie sich bei dem Delphin.

»Durstig?« rief eine der Nereiden. »Und all das Wasser hier?«

»Ja, Salzwasser«, sagte Andrula ärgerlich.

»Das ist doch gerade das schöne daran«, lachte das Meermädchen, schlug einen Purzelbaum, verschwand und tauchte zwischen zwei ihrer Schwestern wieder auf.

»Wenn du Durst hast«, meinte der Delphin, »solltest du zur Quelle gehen und trinken.«

»Zur Quelle?« rief Andrula überrascht. »Aber die Insel ist doch wüst und dürr und trocken, hat der Fischer Sotiris gesagt!«

»Der Fischer Sotiris wird wohl nicht viel von Hyria gesehen haben; wie sollte er es also wissen? Geh nur, folge dem Pfad dort um die Felsschulter herum, der wird dich schon hinbringen.«

»Wird mir auch nichts geschehen?« fragte Andrula nun doch etwas ängstlich, weil sie allein ins Innere der Insel gehen sollte.

»Bist du nicht der Gast Hyrias?« gab der Delphin zurück.

»Der Gast ist heilig. Geh nur, komm aber gleich zurück. Ich warte auf dich.«

Beruhigt nickte sie und sprang von Stein zu Stein aufwärts. Als sie die Höhe des Ufers erreicht hatte, wandte sie sich um und winkte ihm zu. Das Wasser war so klar, dass sie das große Tier wie durch Glas sehen konnte. Die Meermädchen waren fortgeschwommen; nur zwei waren noch zu erblicken. Ihr Haar lag wie goldbrauner Seetang auf den dunkelblauen Wogen.

Da war der Pfad: nur eine schmale Spur, wand er sich an der steilen Küste hin, um sich bald landein zu krümmen. Andrula war erstaunt, wie grün es auf den Hängen war. Zwar wuchs nur wenig Gras, aber der Boden war mit kurzen, krausen Kräutern bedeckt, die einen starken Duft zu ihr emporschickten, wenn ihre bloßen Füße sie streiften. Sie unterschied Thymian, Majoran und sogar eine niedrige Art von Minze, und dazwischen standen all die kleinen, roten, blauen und violetten Blumen, die daheim schon seit Ende April zu blühen aufgehört hatten.

Was hatte Sotiris nur gemeint, als er diesen Ort unfreundlich genannt hatte? Es war der heiterste, freundlichste Ort der Welt. Man brauchte nur zu atmen, und seine goldene Heiterkeit floss einem durch die Adern. Andrula lachte laut über den Fischer, weil er dumm war und die Insel Hyria so gründlich missverstanden hatte.